

TRARA
Sonderausgabe

**LITERATUR-
CONTEST
2024**



Häuser
zum Leben



Für die
Stadt Wien

Jetzt
informieren!

Pflege und Betreuung für jeden Lebensabschnitt

In den Häusern zum Leben werden Sie bestens versorgt. Unser Ziel ist es, Senior*innen durch individuelle Betreuung und Pflege ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Wir fördern Lebensqualität, Integration und solidarisches Umgang. Das Angebot richtet sich nach dem Bedarf der Wiener Senior*innen. Es reicht von betreutem Wohnen in der eigenen Wohnung und Tag-Familien mit betreuter Tagesstruktur bis hin zu Remob-Stationen, stationärer Betreuung und Hospiz-Betreuung. Sie wollen mehr über die 30 Häuser zum Leben erfahren? Besuchen Sie unsere Webseite für nähere Informationen: www.hauserzumleben.at

Sie wollen sich für eines der 30 Häuser zum Leben anmelden?

Informieren Sie sich bitte beim Fonds Soziales Wien unter www.fsw.at oder telefonisch unter **01/24 5 24** (täglich 8:00–20:00 Uhr)



DER LITERATUR-CONTEST DER HÄUSER ZUM LEBEN

Der Literatur-Contest für Bewohner*innen der Häuser zum Leben und Mitglieder der Pensionist*innenklubs für die Stadt Wien ist eine Idee und eine Initiative der Leitung des Hauses Wieden und der Psychologin und Schriftstellerin Frau Dr.ⁱⁿ Traude Veran – sie ist eine unserer rund 8.500 Bewohner*innen. Mit dem Literatur-Contest wollen wir den großen Schatz an Lebenserfahrung vor den Vorhang holen. Denn in den 30 Häusern zum Leben mit über 8.500 Bewohner*innen und den 135 Pensionist*innenklubs mit weit mehr als 25.000 Klubmitgliedern schlummern viele Geschichten, die darauf warten erzählt zu werden.

Die vielen Gedanken, Ideen, Weisheiten in Form von Geschichten und Gedichten als eine Art Momentaufnahme für die nachkommenden Generationen schriftlich festzuhalten, erscheint uns wichtig und soll älteren Menschen Respekt zollen.

Die Initiator*innen erhoffen sich durch diesen Contest einen bunten Strauß ernsthafter wie auch humorvoller literarischer Blüten.

Es gibt Augenblicke, die sich wie Schätze in unserem Herzen vergraben, Erinnerungen, die nicht durch die Zeit verblasen, sondern mit jedem erneuten Gedanken wertvoller werden. Mit dieser Ausgabe der TRARA möchten wir Sie einladen, in die Schatulle der Lebenserinnerungen zu schauen. Die wichtigsten Momente unseres Lebens sind oft Teil eines Netzwerkes, das uns mit anderen verbindet. Ein Familienessen, bei dem alte Geschichten erzählt werden, ein Foto, das längst vergangene Tage zum Leben erweckt, ein Gedicht, das die Gefühle von damals in Worte fasst. Genau deshalb ist es so wichtig, sie nicht nur zu bewahren, sondern sie auch zu teilen.

Eine Auswahl dieser herausragenden Texte präsentieren wir Ihnen mit dieser TRARA-Sonderausgabe. Wir möchten jedoch nicht nur den Gewinner*innen, sondern allen Teilnehmer*innen herzlich gratulieren. Sie alle setzen ein deutliches Zeichen für die Teilhabe älterer Menschen. Es würde uns sehr freuen, Sie am Vorlesetag, dem 28. März, begrüßen zu dürfen. Besonders freue ich mich, auch im kommenden Jahr wieder viele von Ihnen, werte Leser*innen, als Teilnehmer*innen begrüßen zu können.

Herzlichst, Ihr

Mag. Christian Hennefeind

Geschäftsführer Häuser zum Leben



GESCHÄTZTE LESERIN, GESCHÄTZTER LESER,

Mit der Einladung an Klubmitglieder und Bewohner*innen zur Teilnahme am ersten Literatur-Contest der Häuser zum Leben und der Pensionist*innenklubs haben die Initiator*innen scheinbar wirklich einen Nerv getroffen! Denn es dauerte nur wenige Wochen nach der Verkündung, bis ein bunter Regenbogen von über hundert Kurzgeschichten und Gedichten aus allen Ecken Wiens in den Briefkasten und in die Mail-Box flatterten. So als hätten viele Senior*innen nur darauf gewartet, endlich Ihre Geschichten erzählen zu dürfen.

Spannend war der breite Bogen der Einsendungen von humoristischen Texten bis hin zu Zeitdokumenten und feinsinniger Lyrik – vom Mundart-Stanzl bis zu literarischen Meisterleistungen. Eines haben alle Einsendungen gemeinsam: Mut, Enthusiasmus und Leidenschaft am Erzählen verbindet das Potpourri der eingesandten Texte.

Daher: Vorhang auf und Applaus für die Sieger*innentexte!

Viel Lese-Vergnügen mit der neuen TRARA wünschen Ihnen die Mitglieder der Jury: Traude Veran, Christa Demuth, Michael Baiculescu, Werner Brunner, Birgit Riezinger und Renate Essenther. Ganz besonderer Dank gebührt Hans Grasser von der Abteilung Marketing und Kommunikation der Häuser zum Leben für die Organisation und die hochprofessionelle Begleitung des Literatur-Contests. Eben solchen Dank sagen wir der Stadt Wien, die ein so außergewöhnliches Projekt möglich macht.

Ihre
Ingrid Mahl
Chefredakteurin TRARA!



DIE JURY DES LITERATUR-CONTESTS 2025

im Bild von links nach rechts:

Werner Brunner, Vorsitzender der Jury, hat jahrzehntelange Erfahrung in der Buchbranche sowohl in Verlagen als auch als Projekt-Programmverantwortlicher. Er ist Verleger, Inhaber und Geschäftsführer einer Werbe- und Marketingagentur für Verlage und den Buchhandel, Herausgeber von Anthologien, Verlagsberater sowie Buchevent-Veranstalter. Werner Brunner initiierte zudem den Österreichischen Vorlesetag.

Ingrid Mahl, Jurymitglied, war Schauspielerin auf deutschen und heimischen Bühnen. Sie ist seit zehn Jahren Pensionist*innenklub-Mitglied und leitet einmal monatlich einen Literaturzirkel mit Klub Gumpendorfer Straße.

Christa Demuth, Jurymitglied, war als Bibliothekarin der Büchereien Wien und als Direktionsassistentin des Theater Akzent tätig. Sie dokumentiert mit Leidenschaft die Lebensgeschichten der Bewohner*innen des Hauses Wieden in dem sie auch selbst lebt.

Hans Grasser arbeitet in der Pressestelle der Häuser zum Leben und leitet das Projekt-Management des Literatur-Contests.

Renate Essenther, Jurymitglied, ist Teamleiterin bei den Pensionist*innenklubs für die Stadt Wien und sie verantwortet die Zeitschrift Trara!

Birgit Riezinger, Jurymitglied, langjährige Journalistin bei renommierten Printmedien in Österreich und Buchautorin, ist Mitarbeiterin der Abteilung Marketing und Kommunikation der Häuser zum Leben.

Dr.ⁱⁿ Traude Veran, Jurymitglied, ist eine Sozialarbeiterin, Psychologin, Erwachsenenbildnerin, Lyrikerin, Kulturjournalistin und Lektorin – sie ist eine der rund 8.500 Bewohner*innen der Häuser zum Leben.

BEGRÜNDUNG DER JURY

SIEGER*INNENTEXTE

„ARENA BESETZT“ ... Wien wacht auf

Das begeisternde Erlebnis der politischen Ermächtigung aus persönlichen Sicht einer Jugendlichen. Noch immer spürbar der Enthusiasmus über den Aufbruch in eine neue, freiere Zeit, verbunden mit Erinnerungen an viele Details des schwierigen Alltagslebens. Abgefasst mit bemerkenswerter sprachlicher Lebendigkeit.

von Ingrid Göschl

Wien – Innere Stadt (Gedicht)

In klassisch ruhigem Tonfall beschwört die Autorin die Atmosphäre eines stillen Sommertages in den alten Mauern des ersten Bezirks mit sprachlich intensivem Ausdruck. Die vergangenen Jahrhunderte weiß sie mit Worten wie „Geheimnisse“, „Botschaften“, „Wünsche“ intuitiv erfahrbar zu machen. Die bewusst einfache Lyrik vermittelt in stilvoll gewählten Worten beeindruckende Tiefe.

von Maria Baumgartner

Auße aus der Wiesn, aber gschwind

Behütetes Kinderleben im Gemeindebau der Nachkriegszeit, frech und humorvoll beschrieben: vom ewig wachsamem Hausbesorger über die Tratschtanten bis zum „Herrn Milchfrau“ aus der Sicht eines kleinen Mädchens. Erfahrung eines ebenso schlichten wie glücklichen Lebens, lebendig und detailreich im sprachlichen Ausdruck – ein positives Zeitdokument.

von Karin Petersen

AUSGEWÄHLTE TEXTE

Eislaufen

Mit leiser Wut werden raffiniert aus der Sicht eines Kindes, das einfach die Wonnen des Eislaufens erleben möchte, die Schwächen der Erwachsenen aufgezeigt. In seinen Beobachtungen muss sich das Kind die Welt selbst erklären, von der Autorin in interessantem, authentisch-grim-migem Stil umgesetzt.

von *Herta Allerbauer*

Wiener Melange

Detailgenaue Beobachtungen vom Polsterbezug, vom Geruch bis zur Körperhaltung und Mimik des Kellners zeichnen ein authentisches Bild der Wiener Kaffeehaus-atmosphäre. Mit humorvollem Stolz beschreibt die Autorin die Unfreundlichkeiten und die wienerisch vernuschelte Sprache als bemerkenswerte Besonderheit. Diese Alltags-komik genießt sie in ihrer Theatralik geradezu.

von *Renate Frotzler-Dittrich*

Der Hund, der einkaufen ging

Auch nach Jahrzehnten sind die Erinnerungen an zwei Hundepersönlichkeiten so lebendig, dass sie in der liebe-vollen Beschreibung mit ihren eigenständigen Aktivitäten erfahrbar werden: Einer als williger Gefolgsmann der stren-gen Mama, der andere als eigenwilliger, treuer Freund des Kindes. Die innige Beziehung lebt im sprachlichen Aus-druck weiter und ergibt einen anrührenden Text.

von *Gerda Meth*

Auf aner Baustöll herrschen andere Gesetze

Mit Stolz auf seine Lebensleistung erzählt ein Bauarbeiter von den Mühen auf verschiedenen prominenten Wiener Baustellen, vom Zusammenhalt unter den Handwerkern, aber auch von den Schwierigkeiten. Der Text nimmt uns mit in den detaillierten Arbeitsalltag. Die leicht dialektge-tönte, persönlich eigenwillige Sprache ergibt eine Direkt-heit und Unmittelbarkeit. So ist interessante Arbeits-literatur!

von *Helmut Michtner*

Das (Wiener) Schnitzel

Hier ist ein geübter Schriftsteller am Werk, um auf humo-rig-launige Art die Zubereitung des Wiener Schnitzels zu beschreiben, nicht ohne historische Bemerkungen und diverse Variationen zu erwähnen. Erstaunlich, wie viel Witz man in die Beschreibung von Fleisch, Brösel, Fett legen kann, da blühen Patriotismus und Appetit!

von *Rudolf Orlik*

Kindheitserinnerungen

Die Armseligkeit des Lebens in der unmittelbaren Nachkriegszeit war für die Kinder Normalität. Tägliche Abenteuer mit so wichtigen Personen wie der diktatorischen Hausbesorgerin, die kleinen Geschäfte, die selbstverständliche Genügsamkeit, wenn ein Getränk aus heißem Wasser und Trockenmilch einen wunderbaren Genuss darstellte! Ein anschaulich geschildertes Zeitfenster, humorvoll, sogar mit etwas wie Sehnsucht nach der alten Einfachheit.

von Ingeborg Reif

Erlebnisse einer Holländerin mit der Wiener Bürokratie

In köstlichen Anekdoten – an Roda Roda erinnernd - wird die nicht immer kompetente Arbeit der österreichischen Bürokratie aus Sicht einer eingebürgerten Ausländerin und seither zufriedenen Österreicherin vorgeführt. Unwissen wird mit Schlamperei verdeckt, Unfreundlichkeit hält einem die Bittsteller vom Leib und erzieht zu Geduld. Der Text sprüht von Sprachwitz und Beamtendialekt, verweist auf die großen Unterschiede selbst innerhalb Westeuropas.

von Hendrika Schlofer

ZEITDOKUMENTE

Ein Brief an meinen späteren Ehemann

Aufgeregt berichtet eine junge Frau im Jahr 1955 von einer abendlichen Menschenmasse auf der Kärtner Straße, die sie zur Opernkreuzung mitreißt und zwingt, die neue Rolltreppe auszuprobieren, damals eine Sensation für Wien. Das große Ereignis hat auch Auswirkungen auf die kleine Schneiderin. Die lockere, amüsierte Weltsicht der jungen Jahre kommt auch im unbekümmerten, witzigen Stil zum Ausdruck, der Sprache des damaligen jungen Wien.

von Grete Orou

Der Friedhof der Namenlosen

Unpathetisch aber ruhig und ehrerbietig wird die Geschichte dieses besonderen Friedhofs umrissen, mit großem Mitleid für die Toten. Immer wieder gelingen beeindruckend poetische Formulierungen wie „im Kleid der Algen“. Die Menschen, die sich um die weitere Pflege und den Erhalt des Friedhofs kümmern, werden von Gedanken der Moral und Ethik geleitet. Ein Denkmal der Menschlichkeit.

von Michaela Weikmann

HÄUSER ZUM LEBEN

Mausi

Ein kleiner, sprachlich ganz einfacher Text über die letzte Zeit vor dem Tod und eine bewusst herbeigeführte Illusion, die sie leichter machte. Nach dem Verlust der Schwester wird eine neue Patientin, die an ihrer Stelle in die Bettenstation kam, als Vertraute angenommen und mit ihr gesprochen wie mit einer Angehörigen. Aus der Bedürftigkeit Sterbenskranker formulierter kleiner Funke von selbstgeschaffener Menschlichkeit.

von Herta Balog

Im Heim ist's fein

Mit sanfter Ironie und kleinen sarkastischen Einschüben beschreibt der aus Polen stammende Autor das Alltagsleben in einem der Häuser zum Leben. Dass Heimbewohner immer wieder plötzlich verschwunden sind, konfrontiert ihn mit dem eigenen Lebensende. Das schärft aber auch seine Beobachtungsgabe für die oft absonderlichen Details im Erscheinungsbild der anderen. Der Autor spart nicht mit kritischen Anmerkungen zum Tagesablauf, aber grundsätzlich ist er für das Leben im Heim sehr dankbar.

von Ryszard Kowalewski

PENSIONIST*INNENKLUBS

Mei Muatterl war a Weanerin

Ein Familienausflug auf den Cobenzl wird zum patriotischen Erlebnis durch die spontane Einladung, mit einer Schulklasse mitzusingen. Wie die Lieder wecken der Blick über Wien und auf die Donau in dem Kind ein starkes Gefühl für Heimat und für die Schönheit der Stadt. Der sprachlich schlichte, unpräzise Text beschreibt empathisch die Seelenlage des Kindes, ohne in Sentimentalität abzugleiten.

von Herta Hum

Brücken

Freies, assoziatives Nachdenken über den Begriff „Brücke“ mit Schwerpunkt Wien und Niederösterreich ergibt ein kleines, elegant geschriebenes Essay, umkreist das Thema von der Berliner Luftbrücke bis zum Einsturz der Reichsbrücke. Die willkürliche Zusammenstellung von Brückenbeschreibungen, der Blick immer auf Besonderheiten gerichtet, gewinnt besonderen Reiz durch liebevoll humoristische Bemerkungen.

von Günter Nowak

SIEGER*INNEN- TEXTE

"ARENA BESETZT!" WIEN WACHT AUF

Eines Tages sah ich auf der Straße ein Plakat, auf dem die Schmetterlinge und die Kabarett-Gruppe Keif ein „Anti-Schleifer-Fest“ am Naschmarkt ankündigten. Kurz zuvor war nämlich ein junger Mann beim Wehrdienst zu Tode gekommen, weil ihn ein gnadenloser Ausbilder zu derart anstrengenden Übungen gezwungen hatte – in Wien sagt man dazu „schleifen“, dass er das nicht überlebte.

Eingezwängt in eine Menschenmenge lauschte ich begierig dem Programm. Ich kannte damals das Kabarett Keif noch nicht, aber die spöttische Protesthaltung in Liedern und Texten riss mich einfach mit, denn ich war siebzehn und Wien eine graue Stadt, in der man den Tod besang wie anderswo die Liebe. Am Ende des Programms kletterten einige Leute auf die Bühne und einer davon rief ins Mikrofon: „Gehen wir jetzt alle in die Arena und besetzen sie!“, und schon setzte sich die Menschengruppe in Bewegung.

Die Arena war ein Dorf aus Backsteinbauten, die verträumt im Mondlicht lagen, und die Menge versammelte sich in einer großen Halle in einem dieser Gebäude. Flugs übernahm jemand die Moderation; einer nach dem anderen kletterten die jungen Leute auf die Bühne und hielten

begeisterte Brandreden. Sie forderten ein autonomes Kulturzentrum für Wien, und zwar eines, das sich deutlich von der sogenannten „Hochkultur“ unterschied, denn damals wurde fast ausschließlich diese Hochkultur finanziell gefördert. Ich war begeistert; ich erlebte zum ersten Mal in meinem Leben junge Menschen, die sich den Mund nicht verbieten ließen und angstfrei auf einer Bühne Rechte einforderten.

An jenem Abend wurden jedenfalls sehr viele Reden gehalten und es wurde endlos diskutiert, doch irgendwann löste sich auch in dieser Nacht die Menge langsam auf. Manche gingen nach Hause schlafen, andere rollten sich einfach auf den Sitzbänken zusammen und dösten dahin. Es war ruhig geworden in der jetzt dunklen, großen Halle, als plötzlich aus der warmen Sommernacht Klaviermusik durch das offene Tor hereindrang.

Langsam wachten immer mehr Menschen auf, hoben die Köpfe, wickelten sich in ihre Jacken und gingen schlaftrunken und leise beim Tor hinaus. Draußen war eine Wiese, umringt von Bäumen, darüber der sternklare Nachthimmel, und nur der Mond beleuchtete die Wiese und darauf ein Klavier, auf dem jemand klassische Musik spielte.

Niemand sprach, alle standen reglos und lauschten, neben der überirdisch schönen Musik war nur das schwache Rascheln des Sommerwinds in den Bäumen zu hören. Nachdem das Klavierspiel geendet hatte, gingen die Leute genau so lautlos, wie sie gekommen waren, aus der war-

men Sommernacht zurück zu ihren Schlafplätzen in der Halle und schiefen wieder ein, während die Musik noch immer in der Luft zu hängen schien.

Bereits am nächsten Morgen begannen die Aktivitäten.

Die große Halle wurde zum Ort des täglich um die gleiche Zeit stattfindenden Plenums. Ich habe keine Ahnung, woher die Lautsprecher und Mikrofone stammten, sie waren aber von Anfang an da. Jeder hatte das Recht zu sprechen und gehört zu werden. Der inzwischen leider verstorbene Dieter Schrage übernahm die Moderation und versuchte Ordnung in die Diskussionen zu bringen, ohne die Wortmeldungen einzuschränken. Nicht wenige Endlos-Reden hörten wir uns an, nur weil die Redner nette und idealistische Leute waren, denn dass jeder auf die Bühne und reden durfte, war von Anfang an in der Arena ehernes Gesetz.

Der harte Kern, der auch nachts dableiben wollte, suchte sich einzelne Gebäude zum Übernachten. Einige zogen ins Verwaltungsgebäude, andere in die umliegenden Bauten. Matratzen, Betten, Tische und vieles mehr wurden herangekarrt. Damals gab es noch keine Mobiltelefone und trotzdem waren innerhalb kürzester Zeit die verschiedensten Gruppen da und richteten sich ein.

Es gab Maler, die in den Backsteinbauten Ateliers mit weit geöffneten Türen etablierten und jeden, der vorbeikam, einluden, mit ihnen zu malen. Wie von Zauberhand waren plötzlich Hydranten und Wände bunt bemalt, sogar Wegweiser entstanden in den Straßen. Auf der großen

WIEN INNERE STADT

Bühne in der Haupthalle gab es täglich Musik. Manchmal jammten einfach einige zufällig zusammengeworfene Leute miteinander, es meldeten sich aber auch viele Profimusiker, wie beispielsweise Al Cook, oder Bands, die eigens aus Deutschland angereist kamen. Sie spielten Nächte lang ohne Bezahlung. Literaten wie Gustav Ernst und seine ausgesprochen nette Frau Elisabeth waren da. Einmal kam ich mit einem ein wenig eigenartigen, sehr freundlichen Künstlerpaar ins Gespräch, angeblich Berühmtheiten aus den USA, das nach Wien geflogen war, nur weil sie sogar im fernen New York von der Arena gehört hatten.

Strom und Wasserzufuhr hatten wir einigen Besetzern aus der Arbeiterschicht zu verdanken, die wussten, wo sie Zuleitungen legen konnten. Caspar Einem eröffnete einen Beratungsstand für Wehrdienstverweigerer, denn damals war es für junge Männer noch sehr schwierig, den Dienst mit der Waffe zu verweigern. Einige Frauen gründeten ein Frauenhaus, ein Kindergarten wurde organisiert. Ich selbst arbeitete täglich bei der Essensausgabe in der großen Halle mit, wo Sympathisanten laufend gespendete Möbel, Küchenutensilien und große Mengen an Lebensmitteln abgaben.

Das waren die ersten Tage der Arenabesetzung, und meinen Erinnerungen daran sollten noch viele weitere aus jenem heißen „Sommer der Freiheit“ folgen.



INGRID GÖSCHL

In den engen Gassen der Altstadt
haben Geheimnisse noch Platz.

In den Fugen zwischen holprigen Pflastersteinen
speichert das Holztür Botschaften.

In ihren Ritzen knistern im Mondschein
Wünsche in Fensterläden.

Die Sonne hat es schwer
die verborgenen Winkel zu erreichen.

In der Wärme ihrer Strahlen
hält ein schmaler Hof seinen Mittagsschlaf.



MARIA BAUMGARTNER

"AUßE AUS DER WIES'N, ABER G'SCHWIND!"

Nicht so berühmt wie der über 1 km lange Karl-Marx-Hof in Döbling, aber nicht weniger interessant war der kleine Gemeindebau in Ottakring, in dem ich aufwuchs. Es war die Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, in die ich hineingeboren wurde, dementsprechend ging es uns gut.

Das Leben war ganz anders als heute, es gab noch viele kleine Lebensmittelgeschäfte, die „Greißler“, auch die Milchfrau über der Straße ist mir in lieber Erinnerung. Wenn ihr Mann im Geschäft war, grüßten wir ihn immer brav mit „Grüß Gott Herr Milchfrau!“ Wir dachten, er hieße tatsächlich so. Bei der Milchfrau durfte man sogar noch anschreiben lassen und am Ende der Woche bezahlen.

Wenn der Ruf „Äpfln, scheene Äpfln, frisches Gemüse ham ma da!“ durch das offene Küchenfenster ertönte, sagte unsere Mutter: „Aha, der Pracker ist da!“ Sie packte dann ihre Einkaufstasche und eilte auf die Straße. Pracker wurden früher die Wanderverkäufer genannt, die mit einem Handwagen durch die Straßen zogen und mit lauter Stimme ihre Waren anpriesen. Wir Kinder (damals gab es ja noch viele in den Gemeindebauten) umringten den Pracker

und bestaunten seine mit Obst und Gemüse gefüllten Körbe. Wenn er gut gelaunt war, schenkte er uns manchmal ein paar Zwetschken oder was er gerade da hatte.

Ein noch viel größeres Hallo gab es, wenn die Glocke des Eislieferwagens zu hören war. Ja, damals wurden noch große Eisblöcke für die Eiskästen benötigt. Besonders der Gastwirt an der Straßenecke brauchte viele davon. Die Blöcke wurden mit einer riesigen Zange aus dem Lieferwagen gezogen; da splitterte schon manchmal ein Brocken Eis ab, um den wir gierig kämpften. Die Sieger sekkerten die Verlierer augenblicklich, indem sie ihnen die Eisstückchen ins Genick schoben. Da gab es immer viel Geschrei und Gelächter. Meistens durften wir uns nach dem Abzug des Eiswagens ein richtiges Eis von der Konditorei holen, ein Stanitzerl Erdbeereis – welch ein Genuss!

Wir spielten, lachten, raufte und vertrugen uns wieder. Der Hausmeister lehnte den ganzen Tag wie ein Wachposten im Unterhemd am Fenster und kontrollierte streng, was da in „seinem“ Hof geschah. Wagten wir uns mit dem Ball in den Rasen, dröhnte gleich seine donnernde Stimme heraus: „Auße aus der Wies'n, aber g'schwind!“

Manchmal zogen Straßenmusikanten durch die Höfe, denen wir einige Münzen zustecken durften, dafür spielten sie uns ein Wunschlied vor und wir hüpfen dazu herum.

Wir heckten auch dumme Streiche aus und wurden dabei ertappt. So, als meine damals 5-jährige Schwester und ich als 4-Jährige ein paarmal die Türmatten im Stiegen-

haus vertauschten. Doch als wir wieder einmal eine Matte vom 3. in den 1. Stock schleppten, wurden wir erwischt. Uje! Hochrot im Gesicht stammelten wir: „Wir dachten, die Frau Haas hat die Matte irrtümlich vor ihre Tür gelegt und wollten sie NUR wieder zurückbringen.“ Ein bisschen wurde mit uns geschimpft, aber wir waren ja ansonsten soooo liebe Mäderln. Ich glaube, die Nachbarn amüsierten sich sogar ein bisschen über uns.

Die älteren Leute und die „Tratschtanten“ saßen im Sommer gerne auf den Bankerln unter dem Nussbaum. Besonders die dicke Frau Meisl, der immer die „Kombinesch“ unter der Kleiderschürze hervorblitzte, beobachtete und kommentierte alles. So grüßte sie die Tochter des Hausmeisters zuckersüß: „Ja Servus Christerl, fesch bist wieder beinand!“ Kaum war Christa ein paar Schritte entfernt, flüsterte sie ihrer Nachbarin zu: „Aufdackelt wie a Pflingstochs ist die, und des an einem Wochentag!!!“

„Ja“, zischte die andere hinter vorgehaltener Hand, „i möcht ned wiss'n, wo die des Geld her hat. Als Friseurin kann's ned so viel verdienen!“ Wir Kinder lauschten neugierig den Unterhaltungen der Erwachsenen und erzählten dann zu Hause die aufgeschnappten Neuigkeiten, was nicht immer Begeisterung auslöste. Es war halt immer etwas los im Gemeindebau, jeder kannte ja jeden.

Dann vertraute mir meine Schwester an, dass sich unsere Eltern scheiden lassen wollten. Ich stürzte sofort in den Hof und erzählte jedem, ob er es nun hören wollte oder nicht, freudestrahlend die tolle Neuigkeit. Ausgerechnet

die Frau Meisl saß am Bankerl und nutzte meine Redseligkeit gleich aus. Sie fragte neugierig, warum und wieso. Das wusste ich natürlich nicht, so sauste ich wieder in unsere Wohnung und fragte meine Schwester, was Scheidung überhaupt bedeutet. Dann kam der große Jammer, ich war zutiefst traurig. Damals war ich das einzige Kind in der Schulklasse, dessen Eltern geschieden waren. Das war nicht immer leicht. Manchmal hieß es: „Na ja das Kind geschiedener Eltern!“ Als später meine Kinder die Schule besuchten, gab es nur wenige Kinder aus intakten Familien. So ändern sich die Zeiten.

Wenn ich zurückdenke, wie es damals war, kann ich gar nicht glauben, wie sehr sich alles in nur ca. einem halben Jahrhundert verändert hat. Ich habe schöne Erinnerungen an meine Kinder- und Jugendzeit, ich liebe aber auch mein Leben so, wie es jetzt ist, und bin dankbar dafür.

Ich fühle mich nicht alt, für mich bedeutet Pensionistin zu sein: Freiheit.



KARIN PETERSEN

WIENER MELANGE

Wir verabreden uns zu einem Treffen in einem alten, traditionsreichen Wiener Kaffeehaus.

Ich bin schon da, wie immer zu früh; die abgetretene Schwelle, die abgeblätterte Farbe der Eingangstür, alles schäbige Gemütlichkeit; der schwarze kleine Ofen im Eck, darüber die vom vielen Heizen schwarzgraue Wand, es riecht nach buttrigem Kuchen und staubigem Plüsch.

Kleine, eng gestellte runde Tische, jeder ist besetzt, viele einzelne junge Leute mit Laptops. Ein Tisch am Fenster ist frei, schmal die Bank, der Samtbezug hat Farbe und Muster verloren, zum Sitzen nicht bequem. Meine Freundin kommt mit ihren beiden Hunden und der Platz reicht gerade noch aus.

Nach geraumer Zeit, der Kellner hat einige Male seinen Blick über uns schweifen lassen, bewegt er sich in unsere Richtung, bleibt mit gelangweiltem Gesicht, mit schräg vorgeschobener Schulter, den Oberkörper leicht gekippt, auf der hinteren Hand ein leeres Tablett balancierend vor uns stehen. „’s darfsn sein?“, seine Frage. Unsere Bestel-

lung mit ausdruckslosem Gesicht abwartend, ohne Reaktion, ob sie verstanden oder gemerkt ist, dreht er sich zurück und entschwindet.

Nach geraumer Zeit, unsere Bestellungen sind richtig angekommen, der Kaffee großartig, die Kuchen wunderbar, unser Gespräch fein, senden wir dezente Signale, später dann deutlichere, um unseren Wunsch zu zahlen mitzuteilen.

„Meinst du, er wird ein kleines Stückerl seiner Zeit opfern, um uns Geld abzunehmen?“, fragt mich lachend meine Freundin. So ist es dann auch, beim Gehen grüßt uns der andere Kellner, der für den hinteren Teil des Lokals zuständig ist, freundlich: „Auf Wiedersehen“.

Wiener Tradition, Kaffee gut, Kuchen gut, Kellner grantig, Wiener Original, Wiener Melange.



RENATE FROTZLER-DITTRICH

ERLEBNISSE EINER "HOLLÄNDERIN" MIT DER WIENER BÜROKRATIE

Warum Anführungszeichen? Ich wurde in den Niederlanden geboren und nicht in Holland. Seit meiner Ankunft in Österreich wurde ich immer mit der Bezeichnung Holland konfrontiert, die aber nicht korrekt ist. Holland ist nur ein Teil der Niederlande, vergleichbar mit der Steiermark, die ja auch nicht stellvertretend für ganz Österreich steht. Inzwischen habe ich es aufgegeben und sage auch schon Holland. Im Land selbst würde niemand „Holland“ sagen, außer wenn die Fußballnationalmannschaft spielt, dann schreien alle Holland, wohl der Kürze wegen.

Wie bin ich also nach Wien gekommen? Ich lernte meinen österreichischen Mann in den Niederlanden kennen, wir heirateten in Rotterdam und bekamen einen Sohn. Anfang 1967 wollte mein Mann gerne nach Österreich zurück. Ich hatte keine Bedenken, also übersiedelten wir nach Wien; unser Sohn wurde gerade schulpflichtig. Deutsch hatte ich in der Schule bereits gelernt, so dachte ich, dass es keine sprachlichen Schwierigkeiten geben werde. Weit gefehlt! Bald musste ich feststellen, dass das

in der Schule unterrichtete Hochdeutsch mit „piefkinesischer“ Färbung nur sehr begrenzt dem Wienerischen ähnelt. Mich verstand man schon, aber das beruhte nicht immer auf Gegenseitigkeit.

Wie vorgeschrieben, wollten wir uns in Wien anmelden. Wir gingen zur Polizei und dort wurde unter anderem auch nach dem Religionsbekenntnis gefragt. Ich bin nicht religiös aufgewachsen, also sagte ich „o.B.“ Mein Mann meinte, dass ich doch offiziell evangelisch sei, also sagte ich „evangelisch“. Daraufhin fragte die Beamtin: „AB oder HB?“ Ich hatte keine Ahnung, was diese Abkürzungen bedeuten. Sie erklärte es mir zwar, aber viel schlauer war ich dann auch nicht. Mit der Abkürzung NH (für die niederländisch-reformierte Kirche) konnte wiederum sie nichts anfangen. Ich glaube, die Eintragung wurde schlussendlich offengelassen.

Meine zweite Begegnung mit der Bürokratie erfolgte, als ich Österreicherin werden wollte. Mir war es wichtig, die gleiche Staatsbürgerschaft wie Mann und Sohn zu haben – und zweimal im Jahr zur Ausländerbehörde zu gehen, empfand ich auch als sehr mühsam. Wir also wieder mit allen Unterlagen und einer beglaubigten Übersetzung der Heiratsurkunde zur Polizei. Der zuständige Beamte war sehr zuvorkommend, er hämmerte perfekt, aber langsam mittels Zweifingersystem in die Schreibmaschinentasten. Anschließend las er vor, was er getippt hatte, aber da fehlte mein Mädchenname. In den Niederlanden behält die Frau bei der Heirat ihren Mädchenamen, der automatisch mit einem Bindestrich an den

Namen des Ehemannes angehängt wird. Auf meine Frage, wo mein Mädchenname geblieben sei, meinte er, so etwas gäbe es in Österreich nicht. Widerwillig musste ich mich fügen. Dann bemerkte ich, dass er meinen zweiten Vornamen auch nicht aufgeschrieben hatte. Darauf aufmerksam gemacht, fragte er, ob das denn unbedingt sein müsse. Offensichtlich wollte er den ganzen Akt nicht noch einmal tippen, also gab ich nach und mein zweiter Vorname verschwand mit meinem Mädchennamen in den Niederungen der österreichischen Bürokratie. Nach einer Stunde und 250 Schilling in Stempelmarken war ich Österreicherin geworden.

Unser Sohn brauchte eines Tages einen eigenen Reisepass. Also wieder mit allen Unterlagen und Stempelmarken zum Kommissariat. Der Beamte, ein echter Wiener mit dem Gehabe einer herrschaftlichen k.k. Amtsperson, meinte aber in breitem Wienerisch: „So geht’s oba net!“ Er brauchte die Unterschrift meines Mannes, denn nur dieser durfte für unseren Sohn Amtswege erledigen. Auf die Frage, warum das so sei, erwiderte er in aggressivem Ton: „Na, wer verdient denn das Geld bei euch?“ Wütend antwortete ich, dass ihn das nichts angehe und ich auf jeden Fall die Mutter des Kindes sei. Ob mein Mann der Vater ist, weiß nur ich! Er ließ sich nicht umstimmen, also musste ich umkehren, kam mit der Unterschrift meines Mannes zurück und mein Sohn wurde stolzer Besitzer eines grünen Reisepasses. Nach einigen Jahren musste mein eigener Reisepass verlängert werden. Wieder mit allen Unterlagen und Stempelmarken sowie dem abgelaufenen Reisepass

aufs Kommissariat. Die zuständige Beamtin hatte offensichtlich noch nicht so viel Erfahrung mit ausländischen Dokumenten. Sie konnte meinen Antrag nicht bearbeiten denn ... meine Geburtsurkunde hat keine Nummer und „Vurschrift is Vurschrift“. Zwar in sechs Sprachen, darunter natürlich auch Deutsch, ausgestellt, aber keine Nummer! In Österreich hat offensichtlich jedes offizielle Dokument eine fortlaufende Nummer, in anderen Ländern ist das aber nicht immer so. Auch die Tatsache, dass ich meinen alten Reisepass vorlegen konnte, konnte sie nicht erweichen. Rettende Option?! Die Tür zum Nebenzimmer war offen und sie rief „Heast Gretl, i hob do a Geburtsurkunde ohne Zoi!“ Die Antwort kam: „Ist die aus Holland? Dann passt des scho!“ Meine Beamtin musste es also akzeptieren, aber wieso gibt es sechssprachige Geburtsurkunden ohne fortlaufende Zahl?

Dies waren also meine anekdotischen Begegnungen mit der österreichischen Bürokratie. Trotzdem lebe ich seit 58 Jahren zufrieden in Wien und fühle mich auch nicht mehr fremd. An manche Erscheinungen der österreichischen Gesellschaft wie den schon seit meiner Ankunft grassierenden und jetzt wieder stärker werdenden Antisemitismus und Rassismus habe ich mich jedoch nicht gewöhnen können, sie stören mich noch immer sehr.



HENDRIKA SCHLOFER

EISLAUFEN

Ich war ungefähr 5 oder 6 Jahre alt. Meine Mutti hatte mich eingepackt und auf den Spielplatz gebracht, den man mit Wasser besprüht hatte, so dass er als Eislaufplatz fungierte. Meine Mutter sagte zu der Frau, die in der Holzhütte saß und die Kinder beaufsichtigte: „Passen Sie auf mein Kind auf, ich komme in einer Stunde wieder!“, und verschwand. Ich bin erst viel später draufgekommen, dass sie nicht beim Arzt war, sondern bei ihrem Freund.

Ich stand dort, hielt mich an der Barriere fest und schaute zu, wie sich Kinder und Erwachsene auf dem Eis tummelten. Das bemerkte die Frau, die die Aufsicht hatte, und bot mir Leihschlittschuhe an. Sie zog sie mir an und ich strampelte durch die Gegend. Es war ein wunderschönes Gefühl und ich gefiel mir ungemein. Nach einer Zeit kam meine Mutter: „Wo ist mein Kind?“

Die Frau sagte „Da, da, schauen Sie, wie sie herumläuft!“

Die Mutti konnte es nicht glauben, musste aber zur Kenntnis nehmen, dass ich begeistert war. Von nun an gab es für mich, wenn es schneite oder kalt war, nur noch eines – Eislaufen. Auch später, als ich in die Schule ging, bin ich entweder ins Amalienbad schwimmen gegangen oder, im Winter, zum Eislaufverein.

Leider hat das Eislaufen dann ein jähes Ende genommen. Ein Russe kam auf der Gegenbahn auf mich zu, hob mich hoch und schmiss mich einfach auf das Eis. Ich hatte die rechte Hand gebrochen! Nachher war ich nur noch zwei- oder dreimal im Eislaufverein, ich konnte vor lauter Angst und Schrecken nicht mehr laufen.

Das war das Ende meiner damaligen Eislaufzeit. Viele Jahre später bat mich meine Chefin, mit ihr und ihrer dreijährigen Tochter zum Eislaufen zu gehen. Sie war, so wie ich, schon lange nicht mehr auf dem Eis gewesen, also waren wir alle drei Anfängerinnen. Die Kleine stellte sich sehr geschickt an; wir Erwachsenen hatten mehr Mühe, aber es ging.

Wir haben uns nachher bei einer Schale Kaffee und einem Kakao für das Kind ins Restaurant gesetzt. Zu unserem unglaublichen Pech kam der Mann der Chefin mit seiner Freundin und drei seiner außerehelichen Kinder herein. Unsere Kleine sprang auf: „Papa, Papa!“, und lief auf ihn zu. Er wusste nicht recht, was er machen sollte und schickte sie wieder zu ihrer Mutter zurück.

Etwas Peinlicheres habe ich selten erlebt.



HERTA ALLERBAUER

DER HUND, DER EINKAUFEN GING

Die Eltern schenkten mir zu meinem 14. Geburtstag einen Hund. Mein Glück und meine Freude waren grenzenlos. Aus dem Welpen wurde, entsprechend seiner Rasse als Springer-Spaniel, ein großes, starkes Tier. Meine Mutter nahm Rockys Erziehung in die Hand.

Wir wohnten damals in Hernals in einer ziemlich ruhigen, wenig befahrenen Gegend. Im Nebenhaus befand sich eine kleine Bäckerei und vis a vis die Tabak-Trafik. Das ehrgeizige Ziel meiner Mutter war es, dem Hund beizubringen, „niedere Dienste“ zu verrichten. Das heißt, am Ende seiner Lehrzeit war er es, der am Morgen mit einem leeren Nylonsackerl im Maul zuerst auf die andere Straßenseite lief, wo ihm die Trafikantin, die uns ja kannte und wusste, was von ihr erwartet wurde, Zeitungen und Zigaretten ins Sackerl stopfte. Dann retour über die Straße in die Bäckerei, wo er zwei oder drei Semmeln in sein Sackerl bekam.

Dann marschierte er schnurstracks zu unserem Haus-
tor, das für ihn bereits offen stand, und kam ganz stolz mit Zigaretten, Zeitungen und Semmeln nach Hause. Meine Mutter ging im Laufe des Vormittags die Rechnungen

bezahlen. Alle waren glücklich und zufrieden und mein geliebter Rocky, stolz wie Oskar, bekam sein schwer verdientes Goody.

Im Laufe der Zeit erreichte Rocky einen großen Bekanntheitsgrad in der Umgebung. Familie und Hund waren stolz und glücklich.

Als nach Jahren meine erste Tochter geboren wurde, war Rocky schon ein älterer Herr und übernahm die Aufsicht über die kleine Andrea und ihren Schutz.

Mit der Zeit wurde er immer dünner und verweigerte eines Tages sogar sein Lieblings-Goody Milka-Schokolade. Der Tierarzt stellte Krebs mit Metastasen fest und wir mussten ihn von seinen Schmerzen erlösen. Ich habe ihn in meinen Armen gehalten, und während ich ihn mit Schokolade fütterte, gab ihm der Tierarzt die Spritze. Er schlief ruhig ein. Diesen Moment der Trauer werde ich nie vergessen.

Rockys Vorgänger war ein Foxterrier namens Chéri, der sich erfolgreich den Erziehungskünsten meiner Mutter entzog. Wenn die Weibchen in der Umgebung häufig waren, ging mein Chéri auf Brautschau. Er verwickelte sich so in seine Liebesabenteuer, dass er am Ende nicht mehr nach Hause fand. Eine gute Seele oder die Polizei hat ihn dann jedes Mal aufgelesen und ins Tierschutzheim am Khleslplatz gebracht. Dort waren wir bereits bekannt: „Chéri ist wieder da!“

Vis-à-vis von unserem Haus war meine Schule, dort saß er manchmal und wartete auf mich, wenn er sich allein nicht zu meiner Mutter zurücktraute. Ich verbrachte meine Kindheit und Jugend vornehmlich auf dem Eislaufplatz Engelman und da kam es auch vor, dass Chéri zum Gaudium der anderen Eisläufer und mit ihrer Hilfe rutschend auf der Eisfläche stand, herumruderte und mich suchte – aus demselben Grund: Er traute sich nicht allein nach Hause.

Sein Ende war genauso dramatisch wie sein Leben: Er wurde von unserem Nachbarn vergiftet. Der Grund war, dass Chéri immer bellte, wenn bewusster Nachbar in der Nacht heimlich nach Hause schleichen wollte und damit seine Frau weckte, mit der der Mann dann Krach bekam.

Es gab noch mehrere Hunde in meinem Leben, aber Rocky und Chéri waren die aufregendsten und liebenswertesten unserer tierischen Familienmitglieder.



GERDA METH

KINDHEITS- ERINNERUNGEN

In der heutigen Zeit ist es kaum noch vorstellbar, das benötigte Wasser am Gang von der Wasserleitung zu holen. Sie war berühmt, berüchtigt, die Basena. Ein Kommunikationstreff, in jedem Stock. Wollte jemand eine Neuigkeit unbedingt loswerden, brauchte man nur ein Gefäß zur Hand zu nehmen und auf der Lauer legen. Der nächste Wasserholer kam bestimmt. Die absolute Oberleitung zu all dem täglichen Geschehen hatte in meinem Elternhaus die Hausbesorgerin. Sie war die Zentralstelle für all den Klatsch und Tratsch. Diesem Hausgeist entging nichts. Die Eingangstüre zu ihrer Wohnung war tagsüber immer offen. Es ist für mich bis heute ein Rätsel, wann diese Frau einkaufen ging, bzw. ihre Wohnung in Ordnung hielt. Hier konnte niemand vorübergehen, den sie nicht kannte. Mit einem energischen: „Wo wollns den hin,“ wurde jeder gestoppt. Jeden Freitag war die gründliche Gangreinigung angesagt. Die Türmatten wurden aufgestellt und weh dem, der es jetzt wagen sollte, seine Wohnung zu verlassen. Die Zurechtweisung kam sofort: „Sie werns doch no erwarten könnan, bis i fertig bin?“ Nach so einer liebenswürdigen Anrede, konnte es jeder. Sie war eine Vertrauensperson, wenn es galt, einen Wohnungsschlüssel in Gewahrsam zu nehmen, oder eine Botschaft weiter zu leiten. Ein Telefon war damals noch Luxus pur und für den kleinen Geld-

beutel nicht geeignet. Und an eine Weiterentwicklung des Telefons dachte in den 1940er-Jahren kein Mensch. Da gab es weit größere Probleme.

Doch weiter im Text. Die 3. Nachrichten-Zentrale war der Greißler. Hier wurde alles besprochen von Nah und Fern. Damals gab es noch sehr viele dieser kleinen Geschäfte. Ich habe einmal nachgerechnet. Es waren fünf Greißler, vier Wirte, eine Trafik, zwei Fleischhauer, ein Bäcker, ein Taschner, ein Hersteller für Arbeitsbekleidung, ein Drechsler, ein Friseur und zwei Tischler. Und das alles in nur 2–3 Minuten erreichbar. Wenn ich da an heute denke. Wenn ich etwas einkaufen will, muß ich mit dem Bus mindestens zwei lange Stationen fahren.

Meine Aufgabe als Kind bestand darin, die Milch für das Frühstück zu holen. 50 zu 50. Das hat bedeutet: In meine Kanne wurde 1/2 Liter Magermilch und 1/2 Liter Vollmilch gefüllt. Dann lief ich noch schnell um die Zeitung. Frühstück und ab in die Schule. In der warmen Jahreszeit

kein Problem. Nur wenn es kalt wurde, saßen wir mit den Wintermänteln in der Klasse. Mit den Kohlen und dem Brennholz hat es oft nicht richtig geklappt. Ich kann mich noch daran erinnern, daß unsere Lehrerin uns eines Tages gefragt hat, welche Mama warmes Wasser hat, dass sie uns bringen kann. „Kinder, ich habe Trockenmilch bekommen. Wir werden uns warme Milch machen.“ Ich durfte nach Hause laufen und Mama holen. Die warme Milch hat etwas geholfen.

Wenn ich so in meinen Erinnerungen krame, fällt mir auch noch die Ausspeisung für Schulkinder ein. Am liebsten hatte ich Buchteln mit Kakao. Wenn ich da so an heute denke! Heute wird in den Schulen das Essen nicht mehr ausgeteilt, sondern eher weggeworfen. Es ist eine Tatsache, daß weniger mehr ist. Man schätzt das Wenige mehr.

AUF ANA BAUSTÖLL HERRSCHEN ANDERE GESETZE

Ich war immer aner, der gern im Freien garbeit' hat, i wär nie ein Bürohengst oder Fabrikvorarbeiter gwordn, des war net meins. Es hat schon Zeiten geben, da wollt i nimmer so früh aufstehn, aber i hab die Arbeit nie aufgebn.

Wann mir auf a Baustöll kommen san, dann is erst amal a Raum für uns gsucht worn, wo ma unser Werkzeug und Gwand unterbringen ham können und auch frühstückn. Dann ham ma unsere Pläne kriegt, was wir zum machen ham und dann san ma mit dem Bauherrn, der was des in Auftrag geben hat, alles durchgangen, was zum machen is, und auch mit allen andern Professionisten – Installateure und so weiter. Dann ham sich die Arbeiter untereinander mit den Professionisten zsammgredt, was gmacht ghört, damit ma Hand in Hand arbeiten kann. Des sind meistens die Feuchträume – Bäder, Toiletten, Küchen. Und da kommt's öfters zu Streitigkeiten, was die einen wolln und was die andern machn müssn.

Oft gibt's auch Reibereien zwischen Firmen und Arbeitern, aber das wird bei der Einberufung im Baubüro besprochen und der anwesende Bauherr sagt den Leutn

wie, was, wann, und zum Schluss muss sich jeder dran haltn, weil sonst können s' maschiern von der Baustelle! Manchmal sind mehrere Firmen beauftragt, dann wird im Baubüro festgelegt, welche Stockwerke welche Firma kriegt. Und wenn des erledigt is, wird die Arbeit wieder aufgenommen.

Wann ma soweit is, dass die Wänd aufgestellt san, muss der Installateur seine Sachen fürs Bad und Klo machen und in der Küche die Rohre verlegn. Dann wart ma auf den Elektriker, der muss die Stecker und Schalter einbaun. Und erst wann des gmacht ist, können die Wände fertig gestellt werdn. Wenn alles drin is, kann die Partie in die Zwischenräume die Steinwolle einegeb'n. Dann wird die zweite Seite auch geschlossen. Und dann kommen die Spachtler, damit sind die Räume praktisch fertig. Erst dann arbeitn der Maler und der Fliesenleger.

Nachher, wenn Baubesprechung war, is der Vorarbeite – des war in dem Fall ich – mit dem Bauherrn durchgangen und wann der die Arbeitn für o.k. gfunden hat, hat er im Bautagebuch die Abnahme unterschriebn.

Unfälle sind gar net so seltn gwesn. Ein Arbeiter is beim AKH fünf Stockwerk tief in an Aufzugsschacht gfalln.

Streitigkeiten auf der Baustöll hat es immer wieder geben. Es is auch zu Diebstählen kommen, die aber unter den Arbeitern greglt wordn sind, mir ham nie die Polizei einschaltet. Der Schein wurde gewahrt, aber untereinander is gemauschelt und geschobn wordn. Aber eigentlich

ham ma uns immer zsammgredt und hättn den Bauherrn und den Architekten gar net braucht, die Pläne waren für uns Trockenbauer ausreichend.

Zum Abschluss, wenn ma mit aner Baustöll fertig warn, ham sie ein Fest gmacht. Alle Arbeiter der verschiedensten Gewerken warn eingeladen und der Architekt und der Bauherr ham sich bei den Firmen bedankt. Tische san aufgestellt wordn und es gab mengenweise Speisen und Getränke.

Viele Baustellen ...

Ich hab am Staatsarchiv mitgearbeitet, im AKH, beim Leiner, bei der Renovierung nach dem Brand in der Hofburg. Und überall hab ich mich auf der Rückseite von aner Deckenplatte verewigt mit Namen und Datum.

Das AKH hat zu viele Architekten ghabt, da hat die Rechte net gwusst, was die Linke macht, große Streitigkeiten. Falsch aufgestellte Mauern warn das Resultat, ich hab eine Mauer drei Mal versetzen müssen. Dann is die Architektin kommen, fragt, was i da mach. „Wann ihr euch net einig seids“, hab i gsagt, „dann pfeif i drauf, das kann dann a andrer machen.“ Die Architekten ham durcheinandergredt und ich hab zum Chef gsagt: „Bitte um a andere Baustöll oder ich kündige!“

Gesprächsprotokoll,
von Helmut Michtner autorisiert.



HELMUT MICTNER

DAS (WIENER) SCHNITZEL

Die Schreibweise des Titels weist schon darauf hin, dass diese raffiniert einfache Speise gar so einfach nicht ist. Es herrscht fast schon ein Glaubenskrieg, welche Fleischart zu einem Schnitzel verwendet werden soll: Kalbsfrikandeau oder ausgelöstes Schweinskarree, das ist hier die Frage! Die ist für Puristen längst gelöst: Ein Wiener Schnitzel kann nur aus Kalbfleisch sein. Sie behandeln dieses Thema wie das Reinheitsgebot beim Bierbrauen; jedoch die Anhänger der Schweinefleischfraktion weisen auf den würzigeren Geschmack gegenüber dem angeblich faderen des Kalbfleisches hin.

Rein rechtlich ist die Sache in den diversen Speiselokalen schon geklärt. Nur Kalbfleisch darf es sein, wenn es den Adelstitel „Wiener Schnitzel“ tragen soll. Diese gesetzliche Regelung erinnert ein bisschen an Kaiser Josef II., der alles und jedes reglementierte, unter anderem auch die Ausstattung bei Hochzeiten und Begräbnissen. Österreicher und vor allem Wiener kümmern derlei Beschränkungen nicht und „Net amol ignorieren“ – der Wahlspruch des lustigen Donauvölkchens – feiert bei diesem Thema fröhliche Urständ.

Auf der Speisekarte ist Rassentrennung Trumpf. So heißt es dort Wiener Schnitzel und Schnitzel vom Schwein. Bestellt wird aber immer Wiener Schnitzel und die Bedienung fragt dann mehr oder weniger freundlich: Kalb oder Schwein? Privat gibt es solche Spitzfindigkeiten überhaupt nicht. Da sind die Fronten geklärt. Es ist immer ein Wiener Schnitzel.

Jetzt hat der geneigte Leser eine komplizierte Erklärung für eine einfache Sache erhalten. Also ist der kulinarische Teil dran und da kommt der Autor ins Schwärmen. Als Erstes: Schnitzel geht immer! Dieses herrlich mittelstarke, plattierte, gesalzene Stück Fleisch (Sie merken schon, dass er sich nicht auf die Fleischart festlegt) wird in Mehl gewendet, durch die leicht geschlagene Eimasse gezogen und dann in Semmelbröseln beidseitig leicht angedrückt. Was in Österreich kein Problem ist, kann sich in vielen Ländern als solches erweisen, weil es Semmelbrösel nicht überall gibt. Will man bei seinen Gastgebern diesen Genuss zelebrieren, sollte man ein Päckchen davon mitnehmen.

Wir aber sind in Österreich, haben damit keine Schwierigkeiten, legen das Schnitzel in eine ordentlich mit dem Fett unseres Vertrauens gefüllte Pfanne und backen es bei mittlerer Hitze beidseitig heraus. Es ist wichtig, beim Backen das Schnitzel immer wieder derart zu bewegen, dass das Fett während der Backzeit über die Oberseite drüberfließen kann. So entstehen diese wunderbaren Wellen in der Panier, die den optischen Eindruck am Teller erst perfekt machen. Hat es die gewisse herrlich goldbraune Far-

be erreicht, sogleich aus der Pfanne heben, kurz abtropfen lassen und auf einem vorgewärmten Teller servieren.

Die Optik, der zarte Duft der frischen Panier, der erste Schnitt ins butterweiche Fleisch bringen den Gaumen zum Singen. Wer jetzt wissenschaftlich erklären will, dass die Erfindung des Schnitzels in Mailand stattgefunden hat, der hat ganz schlechte Karten und sollte den geordneten Rückzug antreten, bevor ihn der geballte Zorn des Genießers voll trifft. Nationalheiligtümer dürfen nur von Einheimischen entweiht werden – und das Schnitzel ist eines davon.

Aber ohne „Zuspeis“ ist es nur der halbe Genuss. In Lokalen sind das meist ein gemischter Salat und mehr oder weniger gute Erdäpfel, aber klassisch und fast nur zu Hause in guter Qualität zu haben ist der Erdäpfelsalat aus einer speckigen Sorte, gemischt mit etwas Vogerlsalat, in einer leicht süßlichen Marinade von Essig, Öl, Salz, Pfeffer, Zucker, klein geschnittenen Zwiebeln und einem Schöpfer Rindsuppe.

Damit ist diese einfache Speise perfekt und immer wieder ein Traum. Guten Appetit!



SONDERPREISE ZEITDOKUMENTE

EIN BRIEF AN MEINEN SPÄTEREN EHEMANN

Wien, 13. Nov. 1955

Lieber Günther!

Soeben habe ich mich ins Schlafzimmer der Eltern zurückgezogen; das ist heute der einzige Ort in der ganzen Wohnung, wo ich imstande bin, einen Brief zu schreiben. In der Küche spielen drei kleine Buben; was sie momentan spielen, weiß ich nicht, aber es ist etwas sehr Lautes: Ich halte mir von Zeit zu Zeit beide Ohren zu, damit ich nicht ganz taub werde. Im Wohnzimmer haben sich's die anderen bequem gemacht, fast die ganze Verwandtschaft ist anwesend, ungefähr 10 Personen. Hoffentlich gehen sie bald!

Die Operneröffnung ist auch vorüber. Am Freitag vorher war ich bis zehn Uhr abends im Geschäft. Da ist nämlich der Frau Unterrichtsminister im allerletzten Augenblick eingefallen, dass sie doch noch ein neues Kleid braucht, da haben natürlich wieder wir herhalten müssen.

Wie ich dann ganz müde und ahnungslos über die Kärntnerstraße nach Hause gegangen bin, war ich auf einmal mitten in einem Menschenstrom – ich hab geglaubt, man erdrückt mich. Bei der Opernkreuzung hat man näm-

lich eine neue Unterführung für Fußgänger gebaut und die wurde am Freitag eröffnet. Zu Fuß über die Kreuzung konnte man nicht mehr und ich stand auf einmal vor einer Rolltreppe. Weil aber so viele Leute hinter mir standen, konnte ich nicht lange überlegen, wohin ich steigen sollte und stieg prompt auf einen Spalt zwischen zwei Stufen. Als sich die eine Sekunde später teilten, wäre ich beinahe gestolpert. Sag bloß nicht wieder „Wie kann man nur so ungeschickt sein?“, das geht in so einem Fall nämlich jedem so!

Wie ich dann glücklich unten war und mich ein bisschen umgeschaut habe – in der Mitte ein großes Espresso und rundherum einige Geschäfte – wusste ich auf einmal nicht mehr, wo ich jetzt wieder hinauffahren sollte. Als ich einfach irgendeine von den Rolltreppen benützte, war es natürlich die falsche und ich musste wieder hinunter.

Heute passiert mir so etwas nicht mehr, es sind ja auch nicht mehr so viele Leute da.

Jetzt muss ich noch die Verwandtschaft zur Straßenbahn bringen.

Recht viele liebe Grüße
Deine Grete



DER FRIEDHOF DER NAMENLOSEN

Dort, wo der Ölhafen die Auwälder zurückdrängt, wo am Horizont eine petrochemische Raffinerie und der Schwechater Flughafen schwach wahrnehmbar sind, wo Gewächshäuser und Speditionen stehen – inmitten dieser Zone landschaftlicher Entwürdigung liegt der Friedhof mit dem traurigen Namen „Friedhof der Namenlosen“.

Er wurde an diesem Ort angelegt, weil ein Wasserstrudel der Donau sehr oft Wasserleichen an der Hafeneinfahrt anschwemmte, die man dann direkt dort bestattete. Firmen aus der Umgebung stellten dazu Arbeitskräfte, Material und auch Zeit zur Verfügung; so konnte der Friedhof überhaupt entstehen. Im Jahr 1840 wurde er das erste Mal urkundlich erwähnt. Da das Gebiet aber immer wieder überschwemmt wurde, hat man ihn um 1900 herum ein Stück weiter abseits der Donau neu angelegt. Auf dem ursprünglichen Teil liegen bis heute noch 478 Opfer. Der neue Friedhof umfasst 102 Gräber und war bis 1940 in Betrieb. Danach wurde er geschlossen; seitdem gibt es dort keine Bestattungen mehr.

Josef Fuchs, geboren 1906, war 17 Jahre alt, als er eines Tages einen Pappkarton entdeckte, der sich im Uferdickicht des Auwaldes verfangen hatte. Mit einem Stecken zog er ihn an Land und stellte entsetzt fest, dass sich ein

toter neugeborener Bub darin befand. Ausgesetzt, hilflos ertrunken, so als wäre vergeblich versucht worden, das Wunder Gottes zu wiederholen! Das Baby wurde begraben und erhielt den Namen Sepperl, da man ja nicht wusste, wie es wirklich geheißen bzw. ob es überhaupt schon einen Namen gehabt hatte.

Josef hätte sich damals nie träumen lassen, dass die Bergung von Wasserleichen jemals einen Gutteil seines Lebens bestimmen sollte.

Josef Fuchs ergriff schließlich den Beruf eines Gendarmen. Da ihn sein Fund aber nie so ganz losgelassen hatte, übernahm er 1933 den Posten des Friedhofswärters und zugleich den des Bestatters. Das war notwendig, weil sich der Sohn des damaligen Totengräbers in der Au erhängt hatte, und als sein Vater von dem schrecklichen Unglück erfuhr, setzte er keinen Fuß mehr auf diesen Friedhof.

So war es Herr Fuchs (jetzt Fuchs senior), der bis 1940 die restlichen Beerdigungen durchführte. Er fühlte sich einfach verantwortlich für die armen Seelen, die so unendlich verzweifelt gewesen waren, dass sie den Freitod gewählt hatten. Dabei war er sicher, dass es in ihrem Leben jemanden gegeben hatte, der sie liebte und gerne beschützt hätte, und doch konnten sie sich in ihrem größten Leid niemandem anvertrauen. Wenn sie dann in der Totenkammer so im Kleid der Algen vor ihm lagen, zog er sie aus und wusch sie. Er schloss ihnen die lichtlosen Augen, in denen sich die Tiefen der Fluten spiegelten, und machte sie bereit für die Obduktion. Zusammen mit dem Amtsarzt

untersuchte er sie, nahm die Daten auf, trug sie ins Totenbuch ein. Nach zwei Tagen wurden die Toten bestattet. Manchmal hatte Herr Fuchs Glück, wenn es einen Abschiedsbrief gab und die armen Seelen doch noch von ihren Angehörigen identifiziert werden konnten. Deshalb gibt es auch Gräber mit Namen und Daten der Verstorbenen. Die meisten jedoch blieben auf ewig vergessen, so als hätten sie niemals gelebt. Da es sich ja meist um Selbstmörder handelte, verwehrte man ihnen ein Grab auf dem zwar zuständigen, aber katholisch geweihten Friedhof. So wurden sie auf dem – bis heute nicht geweihten – „Friedhof der Namenlosen“ begraben.

Mehr als 60 Jahre sorgte Herr Fuchs senior dafür, dass diese armen Seelen nicht in Vergessenheit gerieten. Er tat das ganz bescheiden, keinen Augenblick auf seine guten Taten pochend, und leistete damit einen enormen Beitrag zur Geschichte des Todes. Er ließ denen, um deren Existenz sich zu Lebzeiten niemand hatte kümmern wollen, wenigstens noch im Tode Gerechtigkeit widerfahren. Dafür wurde ihm schließlich vom Land Wien das Goldene Verdienstzeichen verliehen.

Am 2. April 1996 wurde er selbst zum Herrn abberufen und aus einer Welt herausgeholt, der er so heldenhaft und mit seinem ganzen Herzen gedient hatte. Seine Nachkommen, die seine Arbeit ebenso hoch schätzten, übernahmen nach seinem Tod die Pflege des Friedhofs, und nachdem auch sie nicht mehr dazu imstande waren, hat deren Sohn, Herr Fuchs junior, in dritter Generation die Arbeit übernommen. Es geht darum, den Rasen zu mähen und

die Gräber regelmäßig zu kontrollieren, ob alles in Ordnung ist; schön und ansehnlich soll alles sein.

Dank der aufopfernden und liebevollen Pflege wurde der Friedhof bereits 1986 unter Denkmalschutz gestellt; damit wollte man sicherstellen, dass er auch weiterhin bestehen bleibt. Schließlich hatte jedes einzelne Grab auf dem Friedhof seine eigene traurige kleine Geschichte, hinter der sich oft ein Schicksal verbarg, das vielleicht mit etwas Mitgefühl und guten Worten und mit Liebe und Verständnis abzuwenden gewesen wäre. Es gab da etwa eine Cecillie Gettler, die eines Tages aus ungeklärten Gründen ins Wasser ging. Ihr Sohn Oskar hatte sie danach fünf Jahre lang mehrmals im Monat besucht und ihr Grab betreut. Eines Tages schließlich erschoss er sich am Grab der Mutter. Er konnte es nicht ertragen, dass sich seine Mutter das Leben genommen hatte. Herr Fuchs senior hat ihn eine Reihe vor dem Grab seiner Mutter bestattet. Nun liegen Mutter und Sohn nahe beieinander auf dem gleichen Friedhof. Beide haben sich das Leben genommen.

Die angrenzende kleine Kapelle muss ebenso sauber gehalten werden und es ist darauf zu achten, dass Vandalen nichts zerstören, was leider ab und zu vorkam. Einmal im Jahr, zu Allerheiligen und Allerseelen, wird dort eine Messe gelesen, zum einen von der zuständigen Pfarre in Kaiserobersdorf und zum anderen von der ebenso zuständigen Pfarre Mannswörth. Die liest Pater Silvio. In der Woche darauf, immer am ersten Sonntag nach Allerheiligen, wird bis heute vom Arbeiter-Fischerei-Verband im nahegelegenen Gasthaus ein Floß geschmückt und zum Gedenken an all

jene, die niemals aus dem Strom geborgen werden konnten, in der Donau ausgesetzt. Es soll bis zum Schwarzen Meer hinuntertreiben. Diese beiden sind die einzigen offiziellen Veranstaltungen, die es hier auf diesem Friedhof gibt.

Herr Fuchs senior, der viele Kontakte zur Wiener Bestattung hatte, trug in seinen letzten Jahrzehnten dazu bei, dass der Friedhof immer mehr Bekanntheit erlangte. Zudem verfügt der Friedhof mittlerweile über eine eigene Homepage, und wird bei Friedhofs-Rundfahrten immer gern gebucht. Mittlerweile sind Touristen, Seniorenheime und auch Schulklassen an Führungen interessiert. So ist der „Friedhof der Namenlosen“ das ganze Jahr über gut besucht und gerät nicht in Vergessenheit.

Friedhöfe sind Orte mit Geschichte und jeder Verstorbene hat seine eigene; die werden von Tafeln, Skulpturen etc. erzählt. Der „Friedhof der Namenlosen“ jedoch ist ein Ort, an dem die meisten Menschen ohne ihre Geschichte ruhen. Dort gibt es oft keinerlei Hinweise, die eine geistige Auseinandersetzung mit dem Schicksal und dem Leben der Toten ermöglichen würden. Nach Selbstmördern wurde nicht gesucht, meist blieben sie namenlos, identitätslos und gesichtslos. Und doch waren sie alle an einem Ort gelandet, wo ihnen ein Platz zugewiesen wurde, wo sie ihre Ruhe finden durften. Der Ort jedoch unterstreicht durch seinen Namen einmal mehr ihren Identitätsverlust ...

Den einzigen Bezug zur Realität bildet das Wasser der Donau, das die Toten, all diese unglücklichen Menschen, genau bei Stromkilometer 1.918 ausspuckte. Wasser

ist eigentlich etwas Umhüllendes und Beschützendes.
Die erste Verbindung zum Leben ist das Fruchtwasser,
in dem ein Mensch langsam heranwächst, und aus dem
er schließlich herausgeworfen wird. Die meisten der ans
Ufer gespülten Menschen wählten das Wasser als letzte
Ruhestätte. Somit schließt sich der Kreis vom Anfang zum
Ende.

Tief im Schatten alter Rüstern
starren Kreuze hier am düstern Uferstrand.
Aber keine Epitaphe sagen uns,
wer unten schlafe kühl im Sand.
Still ist's in den weiten Auen,
selbst die Donau ihre blauen Wogen hemmt.
Denn sie schlafen hier gemeinsam,
die die Fluten still undeinsam angeschwemmt.
Alle, die sich hier gesellen,
trieb Verzweiflung in der Wellen kalten Schoß.
Drum die Kreuze, die da ragen,
wie das Kreuz, das sie getragen – namenlos.

Dieses Gedicht von Alfred von Wickenburg (1885–1978)
steht neben dem Ausgang zur Aussegnungshalle auf einer
Marmortafel.



MICHAELA WEIKMANN

SONDERPREISE HÄUSER ZUM LEBEN

MAUSI

Ich bin jetzt neunzig Jahre alt, lebe seit einem Jahr in einem der Häuser zum Leben und fühle mich hier zu Hause. Vor Jahren war ich fünf Jahre lang als Krankenschwester im Pensionistenheim Augarten tätig und erlebte diese Zeit als eine schöne; es war ein gutes Verstehen zwischen alten Menschen und Personal.

Ein altes Schwesternpaar lebte gemeinsam dort und bald lagen beide auch gemeinsam im gleichen Krankenzimmer. Die ältere, die Adi, war immer besorgt um ihre kleine, zehn Jahre jüngere Schwester. Die jüngere, die Maus, wünschte vom Personal auch als Maus und mit Du angesprochen zu werden. Wenn jemand sie anders ansprach, sagte sie nur traurig: „Warum sagst du nicht Maus zu mir, ich habe dich doch nicht geärgert.“

Die Ältere wurde bald schwächer und starb, zu Maus sagten wir jedoch, sie sei ins Krankenhaus gekommen. Bald lag eine Neue in dem Bett, in dem vorher Adi gewesen war. Maus begrüßte sie: „Gut, dass du wieder da bist, Adi!“ Diese Frau kannte die beiden Schwestern und reagierte, als sei sie Adi. Aber auch sie verabschiedete sich bald und Maus sagte ruhig zu uns: „Ich wusste schon lange, dass meine Schwester tot ist, doch es tat weniger weh, wenn ich mit jemandem reden konnte, als wäre Adi noch bei mir.“



HERTA BALOG

IM HEIM IST'S FEIN

Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal in einem „Heim“, wie es umgangssprachlich genannt wird, leben würde. Und da Wien eine der lebenswertesten Städte ist, heißt mein neues Domizil auch entsprechend: „Haus zum Leben“.

Warum neues Domizil?

Ich wurde allein gelassen! Lonia sagte nach zwanzig gemeinsamen Jahren: „Weißt du, ich glaube, ich liebe dich.“ Dann begann sie alles zu vergessen, schließlich sogar, dass man leben muss. Ich bin wohl in Depressionen verfallen, als sie für immer auf dem Friedhof blieb. Mehrere Monate lang habe ich abends laut geweint. Letztendlich bin ich aber nicht gestorben; man muss leben, Amtliches erledigen, einkaufen, sich etwas zu essen machen.

Es geschah eines Morgens

Ich stehe auf und kann mein Gleichgewicht nicht halten. Ich rufe meiner Tochter am Telefon zu: „Ich komme nicht zu Weihnachten!“, während ich mich am Tisch festhalten muss, um aufstehen zu können. „Ruf sofort den Notdienst!“ Krankenhaus – Schlaganfall, Intensivstation, aber nur zwei Tage. Der Arzt sagte mir, ich solle meine Nasenspitze mit dem Finger berühren – das ist offenbar eine Art Test für die Kohärenz von Bewegungen – und entließ mich nach Hause. Meine Tochter kam erschrocken aus dem Ausland an und wir verbrachten Heiligabend zusammen.

Was kommt als Nächstes?

Ich bin auf mich allein gestellt, nach einem leichten Herzinfarkt und einem Schlaganfall. Und trotz der Medikamente könnten die Beschwerden wieder auftreten. Ich sollte unter ständiger Betreuung stehen – also ein Pflegeheim. Ich rufe in der Zentrale an. „Oh, das wird schwierig ... Augenblick! Sie haben sich doch schon längst bei uns angemeldet.“ Lob an Loni, sie hat mich dazu überredet, dass das alles einfacher machen würde. Nach ein paar Monaten ein Anruf: „Sie können einziehen.“

Umzug

Im Juli 2020 fand ich mich in einem „Haus zum Leben“ ein. In meiner alten Wohnung mussten die Schränke zerlegt, zehn große Kartons gekauft, die Hälfte der Klamotten und des „Gerümpels“ weggeschmissen und schließlich gegen eine ordentliche Summe Hab und Gut transportiert werden. Dann Möbel wieder zusammenbauen, den Berg Kartons wegführen, alles aufstellen, einräumen.

Eine neue Aussicht

Als ich mich in meinem neuen Domizil auf die Couch werfe, bemerke ich, wie interessant der Blick aus dem Fenster ist. In meinem Alter hat man öfters keine Lust, überhaupt noch etwas zu tun. Da kann ich dann die Wolken beobachten. Stratus, Cumulus, Nimbus; sie tauchen fast immer links auf und verstecken sich rechts hinter dem Fensterrahmen, d.h. sie ziehen von Westen nach Osten, selten andersherum. Ein noch interessanterer Anblick sind die Nebelkrähen und Saatkrähen, die sich gerne auf den Schornsteinen der umliegenden Häuser niederlassen. Die

schwarzen Vögel haben es sich hier gemütlich gemacht und sogar ihr Nest in einem Baum gebaut, von dem aus ihre Küken den ganzen Sommer über nach Futter rufen. So kann man im Ruhestand ungewollt zum Ornithologen werden, damit man sich nicht zu Tode langweilt. (Übrigens wird der Tod nicht durch Langeweile verursacht.)

Grazyna

In diesem Haus hatte ich nur eine einzige Bekannte von früher; wir kannten uns seit mehr als 40 Jahren; fast hätten wir einmal zusammen gewohnt. Jetzt ist das wieder passiert, aber unter anderen Bedingungen – ihr Zimmer ist nicht weit von meinem entfernt. Sie war dement, also habe ich sie jeden Tag zum Frühstück und zum Mittagessen geweckt. Wir waren oft beieinander, saßen am selben Tisch. Im Sommer gingen wir in einem kleinen Park mit Goldfischen im Teich spazieren und setzten uns auf die Schaukelbänke. Meine Freundin-Kollegin Grazyna ist anfangs mit mir gelaufen und viel spazieren gegangen. Ein Jahr später musste sie sich schon nach ein paar Dutzend Metern ausruhen. Beim Kardiologen stellte sich heraus, dass das Herz die Ursache war. Eines Tages fand ich sie nicht in ihrem Zimmer. Man teilte mir mit, sie sei im benachbarten Krankenhaus. Ich besuchte sie jeden Tag, aber eines Tages traf ich sie dort nicht an, was bedeutete, dass ich wieder alleine blieb ...

So lange wie möglich

Ich spreche wegen meines schlechten bis gar nicht vorhandenen Gehörs nicht viel mit den Mitbewohnern unseres „Hauses zum Leben“, aber bei den Mahlzeiten kann

ich sie gut beobachten. Was im Saal generell auffällt, ist die geringe Anzahl an Männern. An einem Nachbartisch sitzt ein Ehepaar mit Rollatoren. Er lächelt mich immer an und grüßt, sie, man merkt es, leidet bereits an Demenz. Vor mir, an einem Tisch etwas weiter rechts, saß ein Ehepaar, beide trugen auch im Sommer warme Jacken. Dann sah ich sie im Garten, wohin sie zum Rauchen gingen. In letzter Zeit sind sie verschwunden. An einem Tisch noch ein wenig weiter rechts saß ein großer Mann. Er bewegte sich sehr langsam und ging mit kleinen Schritten weg, ohne sich je von seiner Sitznachbarin zu verabschieden.

Bald bekam ich einen neuen Tischnachbarn. Er war zurückhaltend, etwas distanziert; nach ein paar Tagen kam er nicht mehr. Nach einiger Zeit fand ich sein Bild in der Ecke derer, die „weggegangen“ waren. Jedes Verschwinden bedeutet, dass ein Zimmer frei geworden ist und bald ein neuer Bewohner auftauchen wird.

Ich finde in meinem Briefkasten Briefe an eine gewisse Christy. Und das lässt mich wissen, dass früher oder später jemand Fremder an mich adressierte Briefe in diesem Briefkasten finden wird ... Aber heute noch nicht, und morgen vielleicht auch nicht. Ich will so lange wie möglich nicht gehen, denn schließlich ist's fein für mich im „Heim“.



RYSZARD KOWALEWSKI

SPAZIERGANG IN EINEM WIENER GARTEN

Es ist der Garten meines Wohnhauses, des Pensionisten-Wohnhauses Rossau im 9. Bezirk, Seegasse 11. Wenn ich zur Hintertür hinausgehe, gelange ich über eine Rampe, die von mit Blumen gefüllten Betonkästen gesäumt ist, am dem alten jüdischen Friedhof vorbei in sanftem Bogen hinunter zu dem einen Stock tiefer gelegenen Garten, der mit Tischen, Bänken und Stühlen unter Bäumen zur Erholung der Bewohner und Bewohnerinnen einlädt.

Am Ende der Rampe befindet sich ein kleines, achteckiges Fischbassin mit kleineren Fischen und einigen großen Karpfen. Ich ziehe mir einen Stuhl heran und setze mich an den Teich, um zu warten, bis ein Karpfen seinen Kopf herausstreckt.

Mit dem führe ich dann eine Konversation in Karpfensprache. „Alles ist für mich Vergangenheit, schenkt mir noch etwas von der Gegenwart.“



EDITH MRAZEK (EDITH SOMMER)

SONDERPREISE DER PENSIONIST*INNENKLUBS FÜR DIE STADT WIEN

MEI MUATTERL WAR A WEANERIN

Es ist schon ungefähr siebzig Jahre her, dass sich diese wahre Geschichte ereignete.

Damals bin ich mit meinen Eltern auf den Kobenzl gegangen. Für mich war das schon etwas Besonderes, denn wir haben in der Nähe vom Technischen Museum gewohnt und so waren Lainzer Tiergarten, Steinhofgründe und Hütteldorf die üblichen Ausflugsziele. Aber an diesem schönen Frösommertag wollte mir mein Vater Wien von oben zeigen. Ich glaube, beim steilen Aufstieg hab ich ein bissl gemurrt. Doch die Eltern versprachen mir ein Picknick mit rotem Kracherl – und so standen wir bald am Ziel.

Es waren einige Wanderer da, die wie wir die Aussicht und das schöne Wetter genossen. Plötzlich kam eine Schülergruppe mit zwei Lehrern auf uns zu, natürlich mit viel Hallo und Lachen – aber auch mit Respekt, den ich heute eher vermisste. Die Erwachsenen haben die Aussicht erklärt und in viele Richtungen gezeigt. Ich hab die Kinder beneidet, weil sie schon „groß“ und Schüler waren; ich selbst musste noch bis zum Herbst warten. Aber eine Schultasche hatte ich bereits!

Auf einmal kam ein Lehrer zu mir und fragte, ob ich mit seinen Schülern mitsingen wolle. Meine Eltern nickten und ich strahlte. Wir sangen: „Mei Muatterl war a Weanerin“ – es war für mich ergreifend und innig. Auch wenn wir zwar vom Kahlenberg sangen, aber am Kobenzl standen. Ich hab den Donaustrom und das Häusermeer, die im Lied genannt werden, wirklich gesehen – ich war stolz auf Wien und Tränen rannen über meine roten Wangen.

Auch heute noch spüre ich diese Freude und den Stolz eine Wienerin zu sein. Auch, wenn ich mittlerweile mit dem Autobus ganz bequem hier herauffahre.



BRÜCKEN

Der Brückenheilige, Johannes Nepomuk, passt nicht nur auf die Brücken auf, sondern auch auf die zugehörige Literatur.

Es gibt Brücken aus Holz, Stein, Stahl, Beton usw. Aber es gibt auch Brücken aus Luft: Die Berliner Luftbrücke (Rosinenbomber). Berliner werden sich noch daran erinnern. Der Ausdruck Luftbrücke bezeichnet allgemein einen vorübergehend eingerichteten Luftkorridor zu einem bestimmten geographischen Punkt. Die Berliner Luftbrücke diente der Versorgung des Westteils der Stadt Berlin durch Flugzeuge der Westalliierten, nachdem die sowjetische Besatzungsmacht die Land- und Wasserwege von der Trizone zu den West-Sektoren Berlins vom 24. Juni 1948 bis 12. Mai 1949 durch die Berlin-Blockade gesperrt hatte. Am 30. September 1949 wurde die Luftbrücke offiziell beendet.

Nicht immer braucht man eine Brücke. Angeblich ist schon einmal jemand über's Wasser gegangen.

Fußgängerbrücken über die Eisenbahn – es gibt sie so schon lange nicht mehr. Sie waren aus Eisen und hatten Stufen und Absätze. Eine dieser Brücken überquerte die Verbindungsbahn im Verlauf der Arnehtgasse im 16. Bezirk. Eine weitere Brücke bestand im 13. Bezirk in der Verlängerung der Rosenhügelstraße. Die wurde hauptsächlich

dann benützt, wenn der dort befindliche Bahnschranken geschlossen war; meistens sind die Leute nämlich über die Schienen gegangen – natürlich nur, wenn kein Zug gekommen ist.

Schon als kleiner Bub war ich der Eisenbahn verbunden. So war für mich eine Pause auf der Brücke über die Verbindungsbahn, heute S 45, im Verlauf der Seeböckgasse die Regel. Da konnte ich von oben, also von der Brücke, direkt in den Rauchfang der durchfahrenden Dampflokotiven hinunterschauen.

Eine Brücke in Sopron? Kennen sie nicht? Können sie auch nicht kennen, denn die kennen nur mein Zahnarzt und ich selbst.

Noch eine Brücke in Zusammenhang mit der Eisenbahn: In Hainburg fährt die Eisenbahn auf dem Hochwasserschutzdamm. Große Pfeiler schützen vor Hochwasser und sind miteinander durch Brücken verbunden.

Brücken verbinden. Auch Ufer. Wenn keine Brücke vorhanden, kann man ein strömendes Gewässer mit der Rollfähre überqueren. Bei Hainburg gab es eine solche Rollfähre, bevor 1972 die Andreas-Maurer-Straßenbrücke errichtet wurde. Diese habe ich manchmal mit meinem Fahrrad benützt. Die Überquerung der Donau über die Andreas-Maurer-Brücke war auch der letzte Teil meiner Fußmärsche von Wien nach Hainburg auf dem Hubertusdamm. Wenn man die Stufen der Brücke hinabgestiegen ist, stand man vor der Ortstafel „Hainburg an der Donau“.

Bis ins Zentrum von Hainburg war es dann aber noch ein weiter Fußmarsch.

Zurück nach Wien. Es gab eine Rollfähre zwischen dem dritten Bezirk und dem Prater. Ich habe sie zufällig entdeckt und bin natürlich mit ihr gefahren. Der Preis für die Überfahrt war gering. Vielleicht wurde sie deshalb und nicht wegen meiner Überfahrt eingestellt.

Eine Brücke über eine Brücke oder eine Brücke unter einer Brücke findet man bei der U4-Überquerung des Wienflusses im Bereich des Stadtparks. Die obere Brücke, die Karolinenbrücke, ist die Fußgängerbrücke. Sie überspannt schräg die darunter liegende U-Bahnbrücke. Somit ist klar: Man kann Brücken überbrücken.

Da gibt es am südlichen Stadtrand im 10. Bezirk, Unterlaaerstraße die Sebastianbrücke über den Liesingbach mit einer Statue des Hl. Nepomuk. Daneben ist das Gasthaus „Brückenwirt“, in dem ich schon manche lange Wanderung überbrückt habe, etwa die Etappe 5 des Rund-um-Wien-Wanderwegs, und dort habe ich auch manch Fest gefeiert. Nie musste ich hungrig oder durstig weiterwandern!

Zuletzt die Reichsbrücke. Auch über diese Brücke bin ich oft gefahren, sei es in die Berufsschule oder nach Kagran in den Garten meines Onkels. Sie ist am 1. August 1976 eingestürzt. (Ich bin nicht schuld gewesen.) Einige ihrer Nieten und Schrauben werden im Bezirksmuseum Donaustadt ausgestellt. Der legendäre „Donaubus“ hingegen konnte nach der Bergung repariert werden und diente noch 13 Jahre lang im Linienverkehr. Jetzt zeigt man ihn als betriebsfähiges Museumsfahrzeug im Verkehrsmuseum Remise.



DIE VORLESER*INNEN

Zwei heimische TV-Stars lesen die Sieger-Texte unseres Literatur-Contests:



Susi Stach, geboren 1961 in Wien

Awards // 2017 Internationale Filmfestspiele Karlsruhe – Preis für beste Schauspielerin/Hauptrolle – Stillstand, 2016 Nominierung Österr. Filmpreis/beste weibl. Nebenrolle – Planet Ottakring **Spielfilme // 2018** Dogwatch, Regie: Albin Wildner, 2017 Murer-Anatomie eines Prozesses, Regie: Christian Frosch, 2014 Chucks Regie: G. Ertl, S. Hiebler, 2014 Woman In Gold, Regie Simon Curtis, 2014 Beautiful Girl, Regie: Dominik Hartl, Planet Ottakring, Regie: Michi Riebl u.v.m. **Tv // 2024** Im Schatten der Angst 3, Unruhe um einen Friedfertigen, Tage die es nicht gab, Vienna Game, 2023 Die Fälle der Gerti B., Der Metzger traut sich, Himmel, Herrgott, Sakrament, Im Schatten der Angst 2, 2022 Schrille Nacht, 2021 Tage Die es nicht gab, Die Ibiza Affäre, Vorstadtweiber, u.v.m. **Theater //** Theater der Jugend, Wien, Theater im Westen, Stuttgart, Künstlerhaustheater, Wien. Theater Drachengasse, Wien, Schauspielhaus Wien



Karl Fischer, geboren 1956 In Ybbs/Niederösterreich

Awards // 2024 Österreichischer Filmpreis f. beste männliche Nebenrolle/Mermaids Don't Cry, **2018** Nominierung Für beste Hauptrolle Murer – Anatomie eines Prozesses, **2015** Nominierung für beste Nebenrolle – Vampir auf der Couch, **2001** Nominierung deutscher Fernsehpreis I bester Schauspieler/Nebenrolle – In Torsten C. Fischers der Briefbomber **Spiefilme // 2021** Eismayer, Meerjungfrauen weinen nicht, **2019:** Fuchs Im Bau, Ich bin wohl nicht auf Sicht gefahren – Short, **2017** Murer-Anatomie eines Prozesses, **2015** Angriff der Lederhosenzombies, Regie: Dominik Hartl, Regie: **2014** Chucks, Regie: Sabine Hiebler, Gerhard Ertl, **2013** Der Vampir Auf der Couch, **2012** Die Werkstuermer, **2011** Where I Belong, Regie: Fritz Urschitz, Gehen Am Strand, **2005:** In 3 Tagen bist du tot **2003** Silentium, Murnberger, **2002:** Böse Zellen **Tv // 2024** Soko Donau, Frühling, Trost & Rath – Das große Schlachten, Die Fälle der Gerti B., **2023** Die toten von Salzburg, **2022** Der Schatten, Sachertorte, Schnee **2021:** Landkrimi, Rückkehr Nach Rimini, **2020** Vorstadtweiber, Meiberger, Blind ermittelt, **2019** Der Fall der Gerti B., Vorstadtweiber, Der vierte Mann, **2018** Donna Leon, Tatort, Vorstadtweiber, u.v.m.



Die Welt der Klubs auf einen Klick!

Das Smartphone ist unser täglicher Begleiter. Mit der neuen DieKlubs App sind sämtliche Klubadressen, Angebote und Veranstaltungen der Pensionist*innenklubs jetzt auch mit einem Klick am Handy verfügbar. **Die neue DieKlubs-App gibt es ab sofort zum Gratis-Herunterladen in allen gängigen App Stores.**

Gute neue Zeit.



Für die Stadt Wien

Weitere Informationen:
www.dieklubs.at

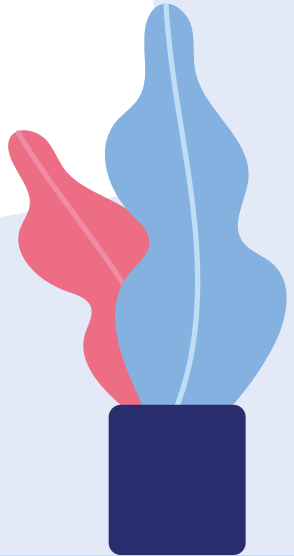


MACHEN SIE MIT BEI UNSEREM LITERATUR- CONTEST 2025!

Der Literatur-Contest wird auch 2025 wieder stattfinden. Sämtliche Informationen dazu finden Sie ab Herbst 25 auf unseren Webseiten www.häuserzumleben.at und www.dieklubs.at.

Wir freuen uns auf Ihre persönlichen „Geschichten aus Wien“!

Detailinfos
ab Herbst 2025:



IMPRESSUM Medieninhaber und Herausgeber Fonds Kuratorium Wiener Pensionisten-Wohnhäuser – Häuser zum Leben, Seegasse 9, 1090 Wien, Telefon: 01 313 990, E-Mail: mk@kwp.at Grafische Gestaltung Nina Biberle, Clemens Holzleitner Lektorat Dr.ⁱⁿ Traude Veran Druck Print Alliance HAV Produktions GmbH, Druckhausstraße 1, 2540 Bad Vöslau. Dieses Produkt stammt aus nachhaltig bewirtschafteten Wäldern und kontrollierten Quellen. PEFC-zertifiziert.